Charlotte Roth

ALS WIR UNSTERBLICH WAREN

Roman

KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Originalausgabe Mai 2014
© 2014 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
»Soldatenlied«, »Der Barbara-Song«, »Erinnerung an Marie A.«, »Die Ballade von der Judenhure Marie Sanders«, »Einheitsfrontlied«, aus: Bertolt Brecht, Die Gedichte. © Bertolt-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 2000
»Meine Brüder, die sind tot«, aus: Bertolt Brecht, Trommeln in der Nacht, in: ders., Werke. Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 1: Stücke 1. © Bertolt-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 1988
»Ermutigung«, Copyright © 1966 by Wolf Biermann
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Ein Projekt der AVA International
Autoren und Verlagsagentur
www. ava-international.de
Redaktion: Dr. Gisela Menza
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Malgorzata Maj / Trevillion Images, akg-images
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51206-7

2 4 5 3 1

ALEXANDRA

Berlin-Karlshorst

November 1989

»Du, lass dich nicht erschrecken
in dieser Schreckenszeit.«

Wolf Biermann, »Ermutigung«

1

9. November

Wenn dein Haus über dir zusammenstürzt, hörst du es vorher in den Wänden knacken«, hatte Momi zu Alexandra gesagt, als sie etwa fünf Jahre alt gewesen war. »Das Knacken sollte Warnung genug sein, aber kein Mensch achtet darauf.«
Von den Kindern, die mit Alex in die Tagesstätte gegangen waren, hatte keines eine Großmutter gehabt, die ihm von einstürzenden Häusern erzählte. Die anderen Kinder wohnten auch nicht bei ihren Großmüttern, sondern hatten Eltern, die ihnen aus buntbebilderten Kinderbüchern Geschichten vom ersten Schultag und von Ferien an der Ostsee vorlasen. Alex und Momi fuhren nicht in die Ferien, und in der Nacht vor Alex' erstem Schultag konnte Momi nicht schlafen, weil sie es in den Wänden knacken hörte.
»Ihnen sollte man nicht erlauben, ein Kind aufzuziehen«, hatte Frau Rimbach, die Nachbarin, geschimpft. »Mit Ihren Schauermärchen machen Sie dem armen Wurm ja Angst vor dem Leben. Eigentlich müsste man das melden, damit jemand die Kleine hier wegholt und ihr ein ordentliches Zuhause gibt.«
Angst vor dem Leben hatte Alex durchaus, auch Alpträume und manchmal Bilder im Kopf, die ihr einen tiefen Schrecken einjagten, ohne dass sie wusste, woher sie stammten. Aber sie war sicher, dass das alles nichts mit Momis einstürzenden Häusern zu tun hatte, sondern mit Frau Rimbachs Drohung, jemand könne kommen und sie wegholen – weg von Momi und dem einzigen Zuhause, das sie kannte. Andere Kinder hatten Mütter, Väter, Tanten und ganze Geburtstagspartys voller Cousins. Alex hatte nur Momi. Eine Großmutter, die ihr weder Ferienreisen noch Bilderbücher bot, die aber immer für sie da war und sie vor dem Knacken in den Wänden warnte, auf das kein Mensch achtete.

Hatte Alex vor jenem Abend auf das Knacken geachtet? Hatte sie sich je gefragt, wie stabil die Wände ihrer Welt waren, auf was für einem Fundament sie standen und was womöglich in den Fugen lauerte? Wenn sie später versuchte sich zu erinnern, fiel ihr nichts dergleichen ein. Alle anderen – ihre Freundin Meike, ihre Kommilitonen im Institut für Völkerkunde, die Journalisten, die im Fernsehen um die Wette schwatzten – behaupteten, die Zeichen hätten in der Luft gelegen, man habe gespürt, dass der große Knall bevorstand. Alex aber hatte nichts gespürt. Sie hatte an jenem Abend mit Momi am Küchentisch gesessen, in ihren Bratkartoffeln mit Mettwurst gestochert und an nichts Besonderes gedacht.

Dann war Meike gekommen. War in die enge Wohnung gefegt wie der Sturm, der vor den Fenstern tobte, hatte schnaubend nach Atem gerungen und die durchnässten blonden Locken geschüttelt wie in der Shampoowerbung im Westfernsehen. »Du glaubst nicht, was passiert ist!«, war sie ohne Begrüßung herausgeplatzt. »Wie kannst du da sitzen und dir schlaffe Kartoffeln in den Mund schaufeln, während in diesem Staat das Recht zum Teufel geht?«

Alex hatte nicht geschaufelt, sondern nur gestochert, und die Kartoffeln waren nicht schlaff. Sie gab sich immer Mühe, sie kross zu braten, weil sie eins von zwei Dingen waren, die Momi liebte – Bratkartoffeln und Bohnenkaffee, der für Leute ohne Westverwandte schier unerschwinglich war. Meike schimpfte weiter. Ihr Gesicht war gerötet und vom Regen nass. Momi ließ sich beim Essen nicht stören, und auch Alex blieb ruhig. Sie kannte Meike und ihre dramatischen Ausbrüche seit der Grundschulzeit. Vielleicht war ihre Freundschaft ja so haltbar, weil die eine besaß, was der anderen fehlte. Wo Meike lichterloh brannte, reagierte Alex kühl und scheinbar unbeteiligt. Gegen Meike war sie eine Langweilerin, doch es machte ihr nichts aus. Es war sicherer so, barg weniger Gefahr.

»Was ist denn überhaupt los?«, fragte sie, als Meike eine Pause einlegen musste, weil ihr die Luft ausging.
»Was los ist?« Meikes atemlose Stimme schraubte sich in die Höhe. »Verdammt, Alex, lass jetzt endlich diesen Fraß stehen und hör mir zu. Sie haben Hugo verhaftet. Wir müssen irgendwas tun.«
Alex zuckte zusammen. Dass Leute verhaftet wurden, behaupteten Reporter im Westfernsehen seit langem, aber soweit Alex wusste, entsprach davon nichts der Wahrheit. Außerdem – wie konnte so etwas in ihrem eigenen behüteten Leben geschehen?
»Ich dachte, du bist mit Hugo zurückgekommen«, murmelte sie.
Hugo war Meikes Freund, ihr Traummann, wie sie Alex bei jeder Gelegenheit wissen ließ. Sie hatte ihn am Institut für Lehrerbildung kennengelernt, und alle paar Tage quetschte sie sich mit ihm und seinen Freunden in seinen Trabbi und fuhr auf Demonstrationen, um für eine Freiheit zu kämpfen, die Alex sich nicht vorstellen konnte. Vor drei Tagen war sie in Leipzig gewesen, auf der größten Massenkundgebung in der Geschichte des Landes. Hinterher hatte sie sich über die aufgeheizte Atmosphäre ereifert, doch von einer Verhaftung hatte sie kein Wort erwähnt.
»Was soll das heißen, ich bin mit Hugo zurückgekommen?«, herrschte sie Alex an. »Wir wollten uns heute Abend treffen, mit ein paar Leuten vom Neuen Forum. Es ging um Strategien für die nächsten Tage, aber Hugo ist nicht einmal aufgetaucht.«
Momi spießte die Gabel in ihre Kartoffeln, schob sich ein Stück in den Mund und drückte es in ihre Backentasche. »Und daraus schließen Sie, er ist verhaftet worden?«, fragte sie und hob die bleigrauen Brauen in die Stirn.
»Was soll ich denn sonst daraus schließen?«, fragte Meike.
Müde zuckte Momi mit den Schultern. »Warum werden Frauen eigentlich nie klüger, warum macht sich jede Generation denselben Unsinn vor? Ihr Hugo hat Sie versetzt. So einfach ist das.«

Meikes nasses Gesicht wurde bleich. Mitleid erfasste Alex. »So einer ist Hugo nicht«, warf sie ein, obwohl sie den Mann kaum kannte. »Politik ist sein Ein und Alles, und ohne triftigen Grund würde er kein Treffen mit dem Neuen Forum sausenlassen.« Sie brach ab. Meikes Blick verriet ihr, dass dies die falsche Erklärung gewesen war.
Momi verzog die Lippen zu einem bedauernden Lächeln. »Eine andere Frau ist immer ein triftiger Grund«, murmelte sie. Ehe Meike zu Widerspruch ansetzen konnte, schüttelte sie den Kopf und schob ihren Teller beiseite. »Ihr beide macht, was ihr wollt. Von mir aus zieht los und sucht diesen Hugo. Wie groß die Versuchung ist, weiß ich, obwohl man sich hinterher fühlt wie ausgespuckt. Als hätte eine Frau keinen Wert mehr, wenn sie einem Mann nicht genügt.« Alex sah die faltigen Lider der alten Frau sich senken, wie sie es jetzt häufig taten, wenn ihre Gedanken in die Ferne wanderten, in ein Land, in das Alex ihr nicht folgen konnte.
»Hier geht es nicht um banale Liebesgeschichten«, protestierte Meike. »Es geht um die Lage in unserem Land, und die betrifft uns alle, egal, ob wir neunzehn oder neunzig sind.«
»Ich bin dreiundneunzig«, entgegnete Momi. »Glauben Sie mir, wenn Sie dreiundneunzig sind, betrifft Sie gar nichts mehr. Da wird alles banal. Selbst die Liebe.«
Der Novemberwind ließ die Fensterscheibe klappern. Flüchtig war Alex zumute, als würden Kälte und Schwärze von draußen in die trüb erleuchtete Küche dringen. Momi stand auf. Dass sie bald ein Jahrhundert in sich hatte, sah man ihrem zähen, aufrechten Körper auf einmal an. »Geh mit ihr, wenn du willst, Süppchen«, sagte sie zu Alex. »Ich räume ab, dann setze ich mich vor den Fernseher.« Früher hatte Momi nie ferngesehen, aber in letzter Zeit fiel ihr das Lesen schwer. »Wenn man sich in keine Geschichte von anderen Leuten mehr flüchten kann, wird die Stille im Kopf so laut«, hatte sie gesagt und Alex gebeten, ihr den

Fernseher einzuschalten. Seither schlief sie abends auf dem Sofa ein, während Bilder von fremdem Leben über den Bildschirm tanzten.
Alex sprang auf, nahm ihr die Teller weg und trug sie zur Spüle. »Wolltest du zum Thälmann-Saal zurück?«, fragte sie Meike. Plötzlich widerstrebte es ihr, Momi allein zu lassen und hinaus in die scheußliche Nacht zu ziehen, verloren, ohne Ziel und Plan. Meike ließ die Schultern hängen, als hätte sie der Mut verlassen. »Erst mal den Fernseher anschalten ist keine schlechte Idee«, murmelte sie. »Kann ja sein, dass die was bringen.«
Dass das Fernsehen etwas über die Verhaftung irgendeines Lehramtsstudenten brachte, hielt Alex für ausgeschlossen, doch über den Aufschub war sie froh. Eilig setzte sie den Kessel für Momis Hagebuttentee auf, dann folgte sie den beiden in den kleinen, vollgestellten Raum, den Momi Stube nannte. Die paar Gegenstände, die es neben dem alten Mobiliar dort gab, nannte sie »Gerümpel, das von meinem Leben übrig ist«. Über dem Sofa, wo bei anderen alten Leuten ein Ölschinken prangte, hing bei Momi ein verbeultes Blechschild. Alex' Freunde fanden die Aufschrift amüsant, während Alex nie darauf geachtet hatte, weil sie das Schild von klein auf kannte.
Der Fernseher lief schon. Er war ebenfalls alt, ein Erbstück von Frau Rimbach, dessen Schwarzweißbild an den Rändern flimmerte. Bis in den letzten Muskel gespannt, saß Meike auf der Sesselkante. Hoffte sie tatsächlich, aus der Sendung etwas über Hugos Verbleib zu erfahren? Soweit Alex, die den Tee aufgoss, es mitbekam, ging es um einen Beschluss des Ministerrats, der derzeit alle naselang irgendwelche Beschlüsse fällte. Günter Schabowski, einer der altbekannten Männer aus dem Politbüro, stellte sich einer Pressekonferenz und beantwortete mehr schlecht als recht Fragen, mit denen Journalisten ihn bombardierten.
»Das ist live«, stellte Meike verblüfft fest. »Die bringen das echt live und ohne Zensur.«

Alex schob Momi ihre Tasse hin und warf dabei einen Blick auf den Fernseher. Die Konferenz war offenbar beendet, die Journalisten begannen in den Bänken hin und her zu rutschen und Papiere in Aktentaschen zu stopfen. Da erhob sich ein Mann in einer hinteren Bank. Kein Deutscher, konstatierte Alex automatisch, romanischer Herkunft, Italiener vermutlich, vielleicht sogar aus jenem Pompeji, aus dem ein langes, bleiches Stück Gips auf der verwohnten Anrichte lag. Alex studierte Völkerkunde, weil eine seltsame Sehnsucht nach fremden Ländern in ihr brodelte, obgleich sie wusste, dass sie in keins von ihnen je einen Fuß setzen würde. »Noch eine Frage«, bat der italienische Journalist mit schwerem Akzent. »Glauben Sie nicht, dass es war ein Fehler – diese Reisegesetz, den Sie haben vorgestellt vor wenigen Tagen?« Reisegesetz – das war eins der Schlagworte, mit dem Leute wie Meike und Hugo auf die Straße zogen. Sie verlangten die Freiheit, um den Erdball zu reisen, Pompeji und London zu sehen und in Westberlin Bananen zu kaufen. Und wenn es so käme?, durchfuhr es Alex. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Sie besaß kein Talent, sich selbst zu belügen, und wusste, dass sie insgeheim froh war über die engen Grenzen ihrer Welt. Ohne jene Grenzen hätte sie den Mut aufbringen müssen, ihre Traumreisen in die Tat umzusetzen, und bei dem Gedanken überlief sie eine Gänsehaut.

»Schalten Sie um!«, schrie Meike und schreckte Alex aus ihren Gedanken. »Da ist was passiert, ein ganz großes Ding – schalten Sie in den Westen, ins Erste, das kriegen Sie doch rein?«

Momi reagierte nicht. Reglos starrte sie auf den Schirm, auf dem das Bild gewechselt hatte. Statt der Pressekonferenz war jetzt der Nachrichtensprecher zu sehen, der belanglose Neuigkeiten vom Blatt las. Ehe Meike noch einmal losschrie, trat Alex vor das Gerät und streckte die Hand nach dem Drehknopf. Sekundenlang zögerte sie. Hatte sie in diesem Augenblick das Knacken in den Wänden gehört, das den Einsturz nicht nur ihres Hauses, son-

dern ihrer Welt ankündigte? Der Empfang war katastrophal, das Bild ein Flimmern, und die Stimme des Sprechers knirschte verzerrt. Den Schriftzug, der sich vom Anzug des Mannes abhob, konnte Alex dennoch einwandfrei lesen, auch wenn sein Sinn sich ihr entzog. »Die Mauer ist offen«, stand dort, und beim zweiten Lesen blieben die Worte dieselben: »Die Mauer ist offen.«

Meike sprang vom Sessel. In der Bewegung erstarrt, einen Arm nach vorn und einen nach hinten gestreckt, erinnerte sie Alex an die Menschen von Pompeji, die sie aus Momis vergilbtem Bildband kannte – zweitausend Jahre alte Tote, die von der Katastrophe überrollt und unter mörderischen Wogen begraben worden waren.

»Wir müssen dahin«, sagte Meike wie in Trance. »Die lassen uns rüber. Wir müssen dahin.«

Der Sender zeigte jetzt Aufnahmen von der Pressekonferenz, die sie gerade verfolgt hatten. Günter Schabowski las stockend eine Zeile von einem zerknitterten Zettel ab: »Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Gründen beantragt werden. Ausreisen können über alle Grenzübergänge der DDR zur BRD beziehungsweise Berlin-West erfolgen.«

»Und wann tritt das in Kraft?«, fragte einer der Journalisten.

»In Kraft?«, wiederholte Schabowski, als verstünde er die Sprache nicht. »Also nach meiner Kenntnis gilt das … sofort … also unverzüglich.«

»Wir müssen dahin!«, schrie Meike. Sie nestelte an den Knöpfen ihrer Jacke und schlang ihr Batiktuch um Hals und Mund. Unter den Journalisten entstand ein Tumult. In Trauben ballten sie sich um Schabowski und ließen sich wieder und wieder bestätigen, dass das, was auf dem Zettel stand, der Wahrheit entsprach.

Der neuen Wahrheit. Die alte gab es nicht mehr.

»Gilt das auch für Berlin-West?«, rief ein Mann mit hochgeschlagenem Mantelkragen.

»Für Berlin-West?« Schabowski schien sich zu ducken, nach einem Spalt im Boden zu suchen, in den er hätte abtauchen können. »Ja, ja, ich denke, für Berlin-West gilt das auch.«
»Wir müssen dahin«, wiederholte Meike. »Los, zieh dich an. Von hier draußen sind wir doch ewig unterwegs.«
»Wohin denn?«, fragte Alex und kam sich vor wie ein Kind.
»Na, wohin wohl?« Im hohen Bogen wies Meike auf den Fernsehschirm. »In den Westen«, jubelte sie.
»Das können wir doch nicht machen«, murmelte Alex. Sie fühlte sich, als wären ihre Sohlen mit dem Teppich verwachsen. Um keinen Preis wollte sie aus diesem engen, überheizten Zimmer fort.
»Und ob wir das können!« Meike stemmte die Hände in die Hüften. »Was ist mit dir los, Alex? Ich weiß, du bist ein Stubenhocker sondergleichen, aber nicht einmal du darfst die wahnsinnigste Nacht deiner eigenen Geschichte versäumen.«
»Quark«, erfolgte wie aus der Pistole geschossen die Antwort von Momi. Sie hatte sich aufgerichtet und sah nicht Meike, sondern Alex ins Gesicht. Dem Blick aus ihren Nebelaugen ließ sich nicht ausweichen. »Es macht überhaupt nichts, wenn du wer weiß wie viele Nächte deiner eigenen Geschichte versäumst«, fauchte sie leise und gefährlich. »Der Geschichte ist das egal. Die lässt sich von dir sowieso nicht aufhalten, und wenn du dich mit all deinen Kräften dagegenstemmst.«
»Das, was heute Nacht passiert, will aber keiner aufhalten!«, rief Meike. Von der Verzweiflung, mit der sie vorhin hereingeplatzt war, war nichts mehr zu spüren. »Darauf haben wir gewartet, dafür haben wir unser Leben lang gekämpft …«
»Unser Leben lang«, fiel ihr Momi spöttisch ins Wort. »Ich kann nur für Sie hoffen, dass Sie sich mit dem Unfug, für den Sie da kämpfen, nicht ein Leben lang abschleppen müssen. Und überhaupt, wollten Sie nicht Ihren Hugo suchen?«
»Die müssen Hugo ja jetzt freilassen«, antwortete Meike verun-

sichert. »So wie bisher können die doch nicht mehr weitermachen – sonst laufen ihnen nämlich die Leute weg.«
»Tun Sie, was Ihnen passt«, sagte Momi. »Aber hören Sie auf, Alex unter Druck zu setzen. Du musst selbst entscheiden, Süppchen. Wenn da draußen eine Lawine losbricht, kannst du genauso gut im Warmen sitzen bleiben und warten, bis sie dich überrollt. Wozu ihr entgegenlaufen?«
»Sie sperren Alex ein, wissen Sie das?« Meikes Stimme kippte auf der Spitze. »Sie machen ein verschrecktes Häschen aus ihr, das sich ans Leben nicht traut. Und warum? Weil Sie Angst haben, Alex könnte einfach losziehen, Leute kennenlernen und Sie allein in dieser Rumpelkammer sitzen lassen!«
»Wer sich ans Leben traut, hat keine Ahnung davon«, konterte Momi. Dann wandte sie sich an Alex: »Meinetwegen musst du nicht hierbleiben, Süppchen. Mir macht es nichts aus, in meiner Rumpelkammer zu sitzen. Es ist mir lieber, als wenn ich hinaus in diese Nacht müsste. Du tu, was du für richtig hältst.«
»Macht es dir wirklich nichts aus?«, fragte Alex hastig. »Ich glaube, dann gehe ich mit Meike.« Sie wollte nichts weniger als das. Sie wollte in der Geborgenheit der Wohnung bleiben, sich in ihr Bett verkriechen und von dem, was draußen geschah, nichts hören. Es machte ihr Angst, auch wenn sie keine Ahnung hatte, warum. Es war jene unbestimmte Angst, die sie von klein auf begleitete, das Gefühl, dem Leben außerhalb der engen vier Wände nicht gewachsen zu sein.
Dass sie sich dennoch mitschleifen ließ, lag an Meike. Alex wusste, die Freundin würde nicht nachgeben, sondern fortfahren, Momi zu attackieren, und Momi würde jeden Hieb mit einem noch schärferen parieren. Der Streit würde eskalieren, und am Ende würde Meike verlangen, dass Alex Partei ergriff. Dass sie sich rechtfertigte, für ihre Liebe zu Momi, für ihr stilles, ereignisloses Leben, das Alex nie in Frage stellen wollte. Lieber nahm sie die Kälte der Novembernacht in Kauf.

»Ich bin nicht spät zurück«, warf sie Momi hin, wagte aber nicht, die Großmutter noch einmal anzusehen, ehe sie sich in den Flur stahl und vom Garderobenhaken ihre Jacke angelte.
»Hut ab, Mädchen«, zischte Meike ihr mit triumphalem Grinsen zu. Im Treppenhaus brannte nur eine Birne, und es roch nach Bohnerwachs und längst verkochtem Eintopf. Selbst das ist besser als die Nacht da draußen, dachte Alex. Sie begann zu schaudern, noch ehe Meike die schwere Pforte aufgezogen hatte und ein Windstoß Regen in den Hausflur trieb.
Es war der 9. November 1989, einer jener Tage, von denen es später hieß, sie seien in die Geschichte eingegangen. Für die ganze Welt wurde es der Tag, an dem die Berliner Mauer fiel, und danach war nichts mehr wie vorher. Für Alex blieb es der Tag, an dem sie Oliver traf, doch auch für sie war danach nichts mehr wie vorher, kein Stein auf dem anderen und keine Wand mehr intakt.

Wie befürchtet, wusste Meike nicht, wo sie hinwollte. »Vielleicht sollten wir doch noch einmal zum Thälmann-Saal und nach Hugo sehen«, schlug Alex vor. Die kleine Wohnstraße lag menschenleer. Ihre Laternen stammten aus der Zeit vor dem Krieg und warfen spärliche Lichtkegel auf die glitzernden Fäden des Regens.
Meike schüttelte den Kopf, dann senkte sie den Blick und gab Alex zu verstehen, dass sie das Thema Hugo besser nicht mehr ansprach. Stattdessen richtete sie sich jäh auf und wies nach der Straßenecke. »Da vorn sind Leute! Ich wette, die haben dasselbe vor wie wir.« Von der Hauptstraße drangen Stimmen herüber, laut und ausgelassen, als zöge die Schar auf ein Fest. »Los, komm mit«, befahl Meike, packte Alex am Ärmel und zerrte sie hinter sich her.
Hinter der Kreuzung hatte sich eine Traube von Menschen gebildet, die johlend in Richtung S-Bahnhof zog. Ohne sich um

den Verkehr zu kümmern, marschierten sie die Fahrbahn entlang. »He, ihr!«, brüllte Meike und schwenkte die Arme. »Wohin geht's?«
»Grenzübergang Bornholmer Straße!«, ertönte übermütig die Antwort. Meike fackelte nicht länger, sondern drängte sich mit Alex in den Pulk. Umringt von hupenden Autos, strebten sie dem Bahnhof entgegen.
Die Waggons der S-Bahn waren bis zum Platzen vollgestopft. Alex wurde zwischen zwei Männer gequetscht, die sich über ihren Kopf hinweg unterhielten. So dicht, wie die Leute standen, hätte nicht einmal ein Toter umfallen können. Als ihr übel wurde, schloss sie die Augen, doch es half nichts. Hinter ihrer Stirn ballten sich aus Fetzen die Bilder, die sie von klein auf kannte und nicht einordnen konnte – Menschen, die eine Straße entlangjagten, ein Schuss und dann ein Mann, der getroffen stürzte. Mehrere, die nachfolgten, fielen auf ihn nieder, andere trampelten über die am Boden Liegenden hinweg. Alex' Herz raste, und in den Schläfen hämmerte das Blut. Irgendwann musste ihr etwas geschehen sein, das diese Panik auslöste, aber Momi hatte ihr nie etwas erzählt. Als sie umstiegen, wurde nichts besser. Im nächsten Zug drängten sich die Menschen noch dichter, und an jeder Station kamen neue hinzu.
An den Grenzübergängen, die hinüber in den Westteil der Stadt führten, war Alex nie gewesen. Selbst für Leute, die Verwandte drüben hatten, war es so gut wie unmöglich, ein Visum zu erhalten, und Momi und Alex hatten keinen Menschen dort. »Die Mauer hat Familien zerrissen«, lautete einer der Sprüche, die Meike gern von sich gab, aber Alex' Familie bestand aus Momi und ihr, aus niemandem sonst. »Wir leben unser Leben hier«, pflegte Momi zu sagen. »Was hinter der Mauer ist, geht uns nichts an.«
Jetzt aber hatte der Zug sie an der Mauer ausgespuckt, vor dem Grenzübergang, auf den sie inmitten einer Menschenhorde

zutrieb. Eine Autoschlange reihte sich vor einem der Gebäude, während sich vor dem zweiten Leute drängten, die wie Meike und Alex zu Fuß gekommen waren. Der Lärm war unbeschreiblich. Gelächter, Rufe, Sprechchöre und Schimpfworte, alles mischte sich zu einem dunklen Grollen, das den Grenzpolizisten vor dem Schlagbaum galt. »Macht das Tor auf! Los, lasst uns raus!« Kaum angekommen, stimmte Meike ein: »Lasst uns raus! Lasst uns raus!«

Die Polizisten kontrollierten einzelne Pässe, steckten die Köpfe zusammen und bliesen Atemwolken in die Dunkelheit. Dann zogen sie sich in die verglaste Kabine zurück, kamen kurz darauf wieder und waren sichtlich so ratlos wie zuvor. Ansagen durch Megaphone gingen im Gegröle unter, ein Wagen der Volkspolizei wurde zum Bremsen gezwungen und zurückgedrängt. Die Menschenströme rissen nicht ab, immer enger und bedrohlicher erhob sich die Mauer aus Leibern. Sie verspürte ein Würgen in der Kehle, doch zum Erbrechen war nirgendwo Platz.

Eine Zeitlang wärmte die Nähe der Menschen, dann kehrte die Kälte zurück und kroch ihr unter die Kleider. Ihre Hände froren steif, und auf ihre Schultern senkte sich bleischwer die Müdigkeit. Ab und an wurde ein Auto durch die Sperre gewunken, doch die Scharen, die zu Fuß gekommen waren, harrten bewegungslos aus. Alex schlug die Arme um den Leib, vergrub das Gesicht im Kragen und trat von einem Fuß auf den anderen. Irgendwann half nichts mehr. Sie würde Meike sagen, dass sie nicht länger warten konnte. Vor dem endlosen Heimweg graute ihr.

Alex war klein. Sie musste sich auf die Zehenspitzen recken, um Meike zu erspähen. Die Freundin hatte sich ein Stück weit vorgekämpft und redete wild gestikulierend mit zwei Männern. Aus Leibeskräften rief Alex ihren Namen. Fremde, die in der Nähe standen, lachten und schlossen sich an. »Meike, Meike!«, drang es vielstimmig durch die unwirkliche Nacht.

Endlich bemerkte Meike, dass die Rufe ihr galten. Sie schwang herum, doch ehe Alex ein Wort herausbekam, ging ein Ruck durch die Menge und schleuderte sie nach vorn. Im selben Augenblick brach ein Jubel los, wie Alex ihn im Leben nicht gehört hatte. Stehen zu bleiben oder gar zu fliehen war unmöglich. Sie wurde weitergeschoben, mitgerissen, musste laufen, wenn sie nicht stürzen wollte.

Leiber trieben gegen sie, drückten sie in Richtung Kontrollgebäude. Erst als sie es beinahe erreicht hatten, glaubte Alex zu begreifen, was vor sich ging – die Grenze war offen. Die Polizisten hatten dem Druck nicht länger standgehalten und den Schlagbaum hochgezogen.

Ich habe meinen Personalausweis nicht dabei, fiel ihr ein, obwohl das keine Rolle spielte. Die Polizisten würden alle zurückschicken, ob sie Pässe bei sich hatten oder nicht. Dort drüben, hinter dem geöffneten Schlagbaum, lag das verbotene Land. Der Menschenstrom würde gegen eine unsichtbare Mauer prallen und zurückgeworfen werden, in die nächtlichen Straßen, in überfüllte S-Bahn-Wagen und endlich in die Wohnungen und Betten. Noch während sie den Gedanken zu Ende dachte, wurde sie unter dem Schlagbaum hindurch auf die andere Seite gespült. Die Polizisten hielten sich am Rand, und kein Mensch fragte sie nach ihrem Pass.

Auf der Brücke hinter der Grenze wartete eine weitere Menschenmenge mit Blumen und Transparenten. Alex' Gesicht wurde zwischen ihnen eingeklemmt. Lärm brauste ihr in den Ohren, sie rang nach Atem, und beim Versuch, den Kopf hochzureißen, schwanden ihr die Sinne. Längst hatte sie Meike aus den Augen verloren, und die Versammelten waren zu sehr mit dem Strudel der Ereignisse beschäftigt, um auf eine Frau zu achten, die der Lage nicht gewachsen war. Ihre Knie gaben nach. Alle Kraft wich aus den Muskeln der Beine wie Luft aus zerstochenen Reifen. »Willkommen in Westberlin«, dröhnte eine Männerstimme

verzerrt aus einem Lautsprecher. Dann gab es kein Halten mehr. Alex würde auf das regennasse Pflaster stürzen, und die Nachfolgenden würden über sie hinwegtrampeln wie in den alptraumhaften Bildern.
Ehe ihr Körper auf den Boden prallte, fingen zwei Hände sie auf. Kraftvoll wurde sie in die Höhe gehoben. Ihr Retter schlang stützend die Arme um sie und bahnte ihnen rückwärts einen Weg durch den Menschenpulk. Erst als er stehen blieb und sie noch immer festhielt, bemerkte sie, dass sie die Augen zugekniffen hatte. Sie schlug sie auf. Regen glitzerte im Licht von Scheinwerfern, und über den Himmel zogen dichtgeballte Wolken. Sie standen am Rand, am Brückengeländer, und ließen die endlosen Ströme vorübertreiben. Der Mann war groß. Alex reichte ihm nicht einmal bis zum Hals. Er hatte schwarzes Haar, das ihm durchnässt in die Stirn fiel, und er lächelte nicht, sondern sah sie nur an. Bitte sag nicht willkommen im Westen, flehte Alex stumm.
»Ich bin Oliver«, sagte er.

2

Wer behauptet, an die Liebe auf den ersten Blick nicht zu glauben, hat nie gewartet und war nie bereit.
In der Mitte der Brücke fielen Fremde einander in die Arme. Alex stand in den Armen eines Fremden und fühlte sich nicht fremd. Ihr war noch immer übel, sie war durchnässt und zitterte vor Kälte. Dennoch wollte sie stehen bleiben. Alles war besser, als die Brücke zu verlassen und den Mann, der Oliver hieß, aus den Augen zu verlieren. Unaufhörlich schoben sich Menschen an ihnen vorbei. Die Nacht roch nach feuchten Kleidern und Autoabgasen.
Eine kleine Ewigkeit lang sprachen sie beide kein Wort. Dann sagte Oliver: »Ich sollte dich fragen, ob du in Ordnung bist, oder? Und ob ich dich irgendwo hinbringen kann.«
Alex schüttelte den Kopf.
Seine Brauen hoben sich schräg in die Stirn, formten ein Dach und stellten eine Frage.
»Ja, ich bin in Ordnung«, murmelte Alex hastig. »Ich komme nur mit großen Menschenmengen nicht gut klar.«
»Kommt irgendwer damit klar?«
Alex lächelte und wies mit einer Kopfbewegung hinter sich. »Wie es aussieht, jeder außer mir.«
»Mein Glück.« Er lächelte auch. Mit den Augen mehr als mit dem Mund. Alex ertappte sich dabei, dass sie ihn anstarrte, jede Regung seiner Züge verfolgte. Es hätte ihr peinlich sein sollen, und dennoch wollte sie nicht mehr damit aufhören.
Er tat dasselbe. Hörte nicht auf, sie anzusehen. »Dir ist kalt«, sagte er und legte eine Fingerspitze auf ihre zitternde Oberlippe.
Alex nickte. Vorsichtig, um seinen Finger nicht von ihrer Lippe zu verlieren, und am liebsten hätte sie ihn mit den Zähnen festgehalten.

»Willst du gehen?« In seiner Stimme schwang dieselbe Furcht, die auch sie verspürte. »Zurück?«
»Nein«, hörte sie sich sagen. Ihre Zähne klapperten, aber es gab viel Schlimmeres.
»Ich wohne nicht weit von hier.« Er wies die Brücke hinunter. »Im Wedding. Wenn wir es schaffen, uns durch diese Haufen zu schlagen, sind wir in ein paar Minuten da.«
Er fragte sie nicht, warum sie zum Grenzübergang gekommen war, und sie fragte ihn auch nicht. Die Nacht war verrückt, sie stand außerhalb jeder Normalität, und das war ihr Glück, denn kein Mensch verlangte in dieser Nacht von einem anderen Vernunft. Oliver legte den Arm um sie, damit sie sich im Getümmel nicht verloren, und sie legte den Arm um ihn. Es war nicht das erste Mal, natürlich nicht. Sie hatte in der Schule Freunde gehabt, auch eine Geschichte mit einem Kommilitonen, schon um nicht aufzufallen, nicht immer anders zu sein. Das Risiko, sich zu verlieben, war sie jedoch nie eingegangen. Das Leben erschien ihr auch ohne solche Verwicklungen furchteinflößend genug. Jetzt ging sie mit Oliver wie ein Tier auf vier Beinen, spürte die Form seiner Hüfte durch den Mantelstoff und dachte: Das hat mir gefehlt. Das, das, das.
Sie mussten lange gehen, ehe der Lärm der Feiernden verklang. Die Straße, in die sie einbogen, lag zwischen schwarzen Häuserfronten, und die Laternen, die kümmerliches Licht verteilten, wirkten so alt wie die in Karlshorst. Oliver schloss ein Tor auf und führte sie über zwei stockdunkle Höfe in ein Hinterhaus. Die Treppe war so eng, dass sie sich aneinanderpressten, die Stufen ausgetreten, die Malerei an den Wänden blass. Olivers Wohnung lag im vierten Stock, und beim ersten Schritt durch die Tür war Alex begeistert davon.
»Hier unterm Dach wird es nie richtig kalt«, sagte Oliver, und in der Tat schlug ihnen Wärme entgegen. Die Wohnung besaß ein einziges Zimmer mit hohen weißgetünchten Wänden. War bei

Alex alles eng und vollgestopft, so war Olivers Zimmer riesig und nahezu leer. Ein Brett auf zwei Böcken diente als Schreibtisch, eine Matratze als Bett. Daneben gab es nur noch einen Schrank, Regale voller Bücher und eine mannshohe Phönixpalme.

Oliver zog die Vorhänge zu und schaltete über dem Bett eine Lampe an. Aus der Küche holte er eine Flasche roten Wein und zwei Gläser. Von den Leuten, die Alex kannte, hatte niemand Wein zu Hause. Einmal hatte sie Momi gefragt, ob sie welchen kaufen sollte, aber Momi hatte den Kopf geschüttelt. »Manchmal hilft Wein beim Vergessen«, hatte sie gesagt. »Aber was man in meinem Alter nicht allein vergisst, Süppchen, kriegt auch der Wein nicht weg.«

Alex wollte den Wein trinken, damit er ihr half zu vergessen, dass ihre Großmutter sie Süppchen nannte und vor Sorge verrückt werden würde, wenn sie heute Nacht nicht nach Hause kam. Ich bin dreiundzwanzig, beschwor sie sich. Keine Frau in meinem Alter ruft ihre Großmutter an, wenn sie bei ihrem Freund schläft. Bei ihrem Freund – der Gedanke klang nicht einmal sonderbar.

Oliver trug einen riesenhaften Mantel aus Wolle, der Alex ausnehmend gut gefiel. Er zog ihn aus und nahm ihr die triefende Jacke ab. Als er bemerkte, wie nass ihr Sweatshirt war, sagte er: »Zieh das auch aus. Mach dir keine Sorgen.«

Sie machte sich keine, sah ihm zu, wie er sein Hemd aufknöpfte, und streifte das Sweatshirt über den Kopf. Er setzte sich neben sie und legte eine Decke um sie beide. Seine Haut rieb gegen ihre, und der Wein schmeckte herb und warm. Komisch, dachte Alex, wir sitzen hier und schweigen, aber es ist uns nicht peinlich. Vielleicht lag es an der Nacht, daran, dass die Wände ihrer Welt zerbrochen waren und keine Regel mehr galt. Vielleicht lag es an ihnen beiden, vielleicht war gar nichts peinlich mit Oliver. Irgendwann fingen sie an zu sprechen und zwischen Schlucken

vom Wein einander Fragen zu stellen. Oliver hatte auf einer Party von der Öffnung der Grenzen gehört und war mit Freunden zum Übergang gelaufen, hatte diese aber im Gewühl verloren. Er studierte Geschichte, schrieb an seiner Magisterarbeit über die Gründung der Weimarer Republik, vor der es Alex graute, und fuhr Taxi, um die Wohnung zu bezahlen. »Warum wohnst du nicht bei deinen Eltern?«, fragte Alex. Ihre Kommilitonen wohnten, wenn sie keinen Platz im Wohnheim hatten, alle bei den Eltern.
Oliver zuckte mit den Schultern. »Mit meinem Vater verstehe ich mich nicht besonders. Ich wollte so schnell wie möglich raus. Und du? Wohnst du bei deinen Eltern?«
Alex schüttelte den Kopf. Oliver sah sie noch eine Zeitlang an, dann begriff er, dass sie nichts mehr dazu sagen wollte.
Sie waren müde und überwach zugleich. Irgendwann begannen sie wieder zu frieren. »Gehen wir ins Bett?«, fragte Oliver und legte eine Hand an ihr Gesicht. Seine Augen waren braun, voller Wärme und Leben. »Ich möchte gern mit dir schlafen. Aber es muss nicht heute Nacht sein.«
Erleichtert ließ sie sich gegen ihn fallen. Sie hatte dasselbe gedacht: Ich möchte alles mit dir. Aber heute Nacht bin ich für noch mehr Neues zu erschöpft. Sie schälten sich aus dem Rest der Kleider, krochen unter das Federbett und schlangen Arme und Beine umeinander. Alex war sicher, nicht schlafen zu können, aber sie schlief tief und wohlig und erwachte erst, als der trübe Novembermorgen durch den Spalt zwischen den Vorhängen kroch.
Oliver, mit nichts als dem Hemd vom Vortag bekleidet, lief zwischen Küche und Zimmer hin und her und deckte das Schreibtisch-Brett als Frühstückstisch. Dass sie wach war, schien er im Rücken zu spüren, denn er drehte sich um und lächelte sie an. »Es ist nicht zu Ende, oder? Das mit dir und mir?«
»Nein«, hörte Alex sich sagen.

Olivers Lächeln wurde breiter. »Ich glaube, ich muss dich etwas fragen.«
Sie bekam Angst und wusste nicht, wovor.
»Sagst du mir, wie du heißt?«
Erlöst entfuhr ihr ein Lachen. »Alex«, sagte sie und fügte, weil er es genau wissen sollte, hinzu: »Alexandra Liebermann.«

PAULA

Berlin-Wannsee

August 1912

»Ja, da muss man sich doch einfach hinlegen,
Ja, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein!
Ja, da musste doch viel geschehen.
Ja, da gab's überhaupt kein Nein.«

Bertolt Brecht, *Dreigroschenoper,* »Barbaras Song«

4

Hier dürfen Familien Kaffee kochen.«

Neben der Bude, an der Fassbrause, Bier und Heißgetränke ausgeschenkt wurden, stand der Kocher mit den Kesseln. Darüber, an der Mauer, hing das Blechschild. Man musste Schlange stehen, denn der Kocher war für Leute gedacht, die sich an der Bude nichts leisten konnten und nur ihren Wassergroschen in den Napf werfen wollten. Von denen gab es Unzählige im Strandbad. »Die Zeiten sind brutal«, hatte Paulas Vater ihr erklärt. »Zwischen Arm und Reich zieht sich ein Graben, der mit jedem Tag tiefer wird.«

Dass sie selbst auf der Seite der Reichen stand, wusste Paula, auch wenn ihr Vater gelegentlich das Schulgeld schuldig blieb, weil er einen Bericht nicht pünktlich abgeliefert hatte, und auch wenn der Fahrer von Bimmel-Bolle sich ab und an weigerte, noch länger anzuschreiben. Der Zustand währte schließlich nicht ewig. Wenn das Geld für Vaters Artikel kam, kauften sie den Bolle-Wagen und obendrein den Konditor leer, einerlei, ob die Preise in den Himmel stiegen. Sie wohnten in einer schönen Wohnung mit Stuckdecken, in einer Straße mit hohen Linden. Paula trug zuweilen Manfreds Kleider auf, doch zum Ausgleich besaßen sie so viele Bücher, wie junge Leute es sich nur wünschen konnten. Fehlte doch mal eines, so schaffte der Vater es umgehend an. »Gespart wird an der Wurst«, lautete seine Devise, »an Büchern nicht.«

Nein, zu den armen Leuten, die den Kaffee an der Bude nicht bezahlen konnten, gehörten sie und Manfred wahrlich nicht. Und ihre Freunde noch weniger! Harrys Vater war ein erfolgreicher Musikalienhändler, und den Eltern von Clemens kam das Geld aus den Ohren. Behauptete Paulas Vater. Das Mädchen, das Clemens mitgebracht hatte, die grässliche Clivia, sah ebenfalls

nicht nach Armut aus. Dennoch ging Clemens mehrmals täglich zu dem Kocher neben der Bude. »Hier dürfen Familien Kaffee kochen.« Tatsächlich kam es Paula im Lauf des schweren, süßen Sommers vor, als wüchsen sie zu einer Familie zusammen. Zu einer Einheit. Zu etwas, das für immer zueinander gehörte.
Natürlich betraf das nicht Clivia oder eins der anderen Mädchen, die alle paar Tage aufkreuzten, Clemens anhimmelten und Paula die Stimmung verdarben. Es galt nur für Manfred, Harry, Clemens und sie selbst. Manfred war Paulas Bruder. Er war vier Jahre älter als sie, aber weil Manfred zu seinem Leidwesen erst seit kurzem eine Handbreit größer war als sie, hielten die meisten Leute sie für Zwillinge. Harry und Clemens waren seine Freunde. Er hatte sie am Königlichen Wilhelms-Gymnasium kennengelernt, ihnen ewige Freundschaft geschworen, und nach dem Sommer würde er mit ihnen zum Studium an die Berliner Universität gehen.
Ein wenig gehörte auch Harrys jüngerer Bruder Joachim dazu, den Harry des Öfteren mit ins Strandbad brachte. Paula mochte es, wenn Joachim mitkam, denn dann war sie nicht mehr die Jüngste, das *Wickelkind.* Joachim war gerade erst elf, Paula dagegen schon so gut wie sechzehn. Sie konnte schneller schwimmen als Joachim, gewann in sämtlichen verbotenen Kartenspielen und wusste viel mehr über Politik.
Heute aber war nicht Joachim gekommen, sondern diese Clivia, die goldblonde Pest. Der Badeanzug aus weißer Serge bedeckte ihre Schenkel nur knapp, so dass jeder ihre eleganten Knie bewundern konnte. Wie schaffte man es, einen glutheißen Sommertag in einem Strandbad zu verbringen, Eis zu lecken, Clemens' höllischen Kaffee zu trinken und dabei auszusehen wie aus einem Ei gepellt? Paulas eigener Badeanzug war marineblau, aus einem alten von Manfred zurechtgeschneidert und am Bauch mit zwei Flecken verziert, die jeder Wäsche standhielten.
Aus dem Augenwinkel warf sie Clivia einen hasserfüllten Blick

zu. Warum gab es Mädchen, an denen ein alberner Badeanzug wie ein Modellkleid wirkte? Warum gab es Mädchen, in deren Haar sich jeder Sonnenstrahl, aber nie ein Windstoß fing? Warum hießen solche Mädchen Clivia, nie Berta oder Lotte, und warum ließ Clemens Kamphausen sie neben sich auf seiner Pflaumenkiste sitzen und duldete ihren Arm um seine Taille?
Paula platzte vor Wut, doch am wütendsten war sie auf sich selbst. Wie dumm war es, sich den goldenen Tag mit dieser Clivia zu verderben! Kein Sommer dauerte ewig – wenn es morgen regnete, war dies vielleicht ihr letzter Tag. Seit Anfang Juli waren sie so gut wie täglich hergekommen, und jetzt war es fast September. Nächsten Montag begann die Schule und nicht viel später die Universität. Wenn sie nicht mehr ins Strandbad kamen – würde sie Clemens überhaupt wiedersehen?
Auf einmal war Paula sterbenselend zumute. Sie blickte sich um und sah die bunte, eisleckende Pracht vor sich verblassen. Nie zuvor war sie so glücklich gewesen, ja, es kam ihr vor, als hätte ihr Leben in diesem Sommer im Strandbad erst begonnen. »Ich fahre mit Harry und Clemens an den Wannsee«, hatte Manfred am ersten Ferientag zum Vater gesagt, und der hatte erwidert: »Warum nehmt ihr nicht Paula mit? Sie hat ein bisschen Spaß verdient.«
So hatte es angefangen. Und jetzt sollte alles zu Ende sein?
Das Strandbad war brandneu. Erst vor kurzem hatten die Behörden das Baden in dieser Ausbuchtung der Havel gestattet und Umkleidezelte aufstellen lassen. Eine Menge Leute – todlangweilige Leute wie ihre Portiersfrau Kuhlke – fanden Baden in offenen Gewässern unanständig, und gerade das war das Schöne daran. Paula fand es auch unanständig – sie fand es unwiderstehlich! Für immer andauern sollte dieses Leben, und sämtliche Clivias sollten sich verziehen wie der Wind, der kühle Schauer über sonnenwarme Haut jagte.
Ihr Blick wandte sich wieder Clemens zu. Er saß auf der Holzkiste mit der Aufschrift »Brandenburger Pflaumen«, die er am ersten

Tag zu seinem Stammsitz erklärt hatte, die Beine ausgestreckt, die Füße nackt im Sand. Sein Hemd hatte er sich über die Schultern geworfen, wohl weil er wusste, dass ein Mann im blau-weiß geringelten Badeanzug keine allzu gute Figur abgab. Dabei hätte er sich darum keine Sorgen machen müssen! Clemens war ein Mann, nach dem Frauen sich die Hälse verdrehten – die ledigen wie die mit Gatten und fünf Kindern. Vielleicht war er der einzige Neunzehnjährige, der wie ein Mann aussah, nicht wie ein Jüngelchen, das erst noch Fisch oder Fleisch werden wollte.

Wie üblich fiel das Haar ihm in die Stirn und warf Schatten, die seinem scharf geschnittenen Gesicht ein Geheimnis verliehen. Seine Schultern wölbten sich unter dem Stoff, und seine ganze Haltung drückte eine Art von Gespanntheit und Lebenskraft aus, die Großes versprach. Clemens hätte einer der Athleten sein können, die in Stockholm um olympische Medaillen gekämpft hatten, doch sein Talent war für Höheres bestimmt.

Das war das Wundervollste an Clemens – nicht, dass er ein schöner Mann war, sondern, dass nichts an ihm banal war. Er würde sein Leben nicht auf läppische Alltagssorgen vergeuden, sondern Grandioses damit anfangen. Die Welt verändern. Zu Manfred, der Philosophie studieren wollte, nicht wie seine Freunde Rechtswissenschaften, hatte er gesagt: »Ihr Philosophen könnt die Welt nur beschreiben. Aber wer verändert sie?«

»Das überlasse ich dir«, hatte Manfred kleinlaut erwidert und seine Brille geputzt. »Wenn es bei mir zum Beschreiben reichen sollte, bin ich mehr als zufrieden.« Paulas Bruder wollte Journalist werden wie ihr Vater. Er war mit Mut und Körperkraft nicht gesegnet und dachte lieber nach, als zuzupacken. Zudem ertrug er keine Ungerechtigkeit und war schon als kleiner Junge in Tränen ausgebrochen, sooft ein Stärkerer einem Schwächeren Leid zufügte. Als Journalist würde er für alle Benachteiligten kämpfen können, ohne dass seine körperliche Schwäche ihn behinderte.

Jetzt saß er neben Harry auf der Decke und blätterte in der

Vossischen Zeitung. Wie auf ein Zeichen hob er den Kopf und nahm die Brille ab. »He, Zwerg! Was soll der Weltschmerz im Blick?« Seit er ihr endlich über den Kopf gewachsen war, hatte er sich angewöhnt, sie Zwerg zu nennen. Paula hätte ihm dafür liebend gern eine Schaufel voll Sand an den Kopf geworfen.
Harry blickte ebenfalls auf und sandte Paula ein Lächeln. »Vielleicht denkt sie daran, dass unser Sommer vorbei ist«, sagte er. »Ab nächste Woche gibt's nur noch Regen und graue Himmel und dazu fleißiges Büffeln und Pauken.«
»Eure Sorgen möchte ich haben. Vor allem bei dreißig Grad Hitze.« Elegant wand Clemens sich aus Clivias Arm und ließ sich von der Kiste gleiten. »Wie sieht es aus? Noch einen Kaffee, ehe Regengüsse und Weltschmerz euch den Garaus machen?«
Seine eigene Zeitung stopfte er lässig in die Tasche – den *Vorwärts*, das Blatt der Sozialdemokraten. Anfang des Jahres war die Partei der Arbeiter stärkste Fraktion im Reichstag geworden. Kein Mensch konnte sie mehr verbieten, doch noch immer haftete ihr etwas Verruchtes, Gefährliches an. So wie Clemens' langen Beinen unter dem offenen Hemd. Während Harry und Manfred sich mit einem Sonnenbrand quälten, war er braun wie ein Pirat.
»Einen Kaffee nähme ich gerne«, bemerkte Clivia mit gespitzten Lippen. »Allerdings bezeichne ich schwarzes Gift, in dem der Löffel steht, nicht als Kaffee, und wie man solches Gebräu ohne Zucker hinunterbekommt, wird mir auf ewig ein Rätsel bleiben.«
Clemens kniete im Sand und begann seine Utensilien – die Dose mit gemahlenen Bohnen, den Filter, die silberne Kanne – im Picknickkorb zu verstauen. Harrys Mutter packte ihnen immer ein Picknick ein, und wenn es verspeist war, benutzte Clemens den Korb für seine Gänge zum Kocher. Er sandte Clivia sein böses Lächeln. »Schwarz wie unsere Seelen«, sagte er. »Und bitter wie Liebe und Tod – alles andere ist kein Kaffee, meine Schöne.«
Dass er Clivia seine Schöne nannte, verzieh ihm Paula im Nu. Sie sprang auf die Füße. »Soll ich dir tragen helfen?«

Clemens erhob sich und sah auf Paula hinunter wie auf den kleinen Joachim, wenn der beim Spielen den Ball fing. »Die Offerte ist nobel, macht mir aber Sorge – sehe ich etwa aus, als würde ich unter dem Gewicht zusammenbrechen?«
Clivia brach in schrilles Gelächter aus, und Paula spürte, wie ihr die Hitze in die Wangen stieg. Zornig schwang sie herum und wandte ihm den marineblauen Rücken zu. »Vielleicht hätte einer von uns gewöhnlichen Sterblichen zum Kaffee gern Bienenstich gehabt«, fauchte sie. »Aber sicher ist es unter deiner Würde, an etwas so Belangloses wie Blechkuchen auch nur zu denken.« Fang ja nicht an zu heulen, Paula Thomas, warnte sie sich. Sonst blüht dir ein Donnerwetter, das du dein Lebtag nicht vergisst.
Weich wie eine Hundeschnauze tippte ihr etwas auf die Schulter. »He, Kleine. Ich bin ein Ekel, ich weiß. Hilfst du mir trotzdem, die Zentnerlasten belanglosen Blechkuchens zu tragen?«
Sie schoss herum und sah in Clemens' belustigtes Gesicht. »Ich bin nicht deine Kleine.«
»Aber du heißt Paula.«
»Na und?«
»Paula ist lateinisch und bedeutet Kleine.«
Die anderen lachten. Vor Paulas Augen verschwammen Clemens' Züge.
»Ach Gott, Paula Klein. Du brichst mir ja das Herz.« Mit einem Finger fuhr er unter ihrem Auge entlang und zerrieb die Nässe.
»Ich hab's nicht böse gemeint.«
»Doch, das hast du.«
»Zur Strafe bezahle ich den Bienenstich, in Ordnung?«
Ehe sie sich hindern konnte, trottete sie hinter ihm her. Unter dem Hemdstoff zeichneten sich seine Schulterblätter ab, und Paula hasste sich, weil sie keinen anderen Ort zum Hinschauen fand. Vermutlich lachte sich Clivia auf der albernen Kiste über sie kaputt, und das gesamte Strandbad lachte mit.
Vor dem Kocher stand eine Frau, die auf die andere Seite des

Grabens gehörte. Statt eines Strandkostüms trug sie abgewetzte Straßenkleidung, der ein Geruch wie beim Fischhändler entströmte. An ihrem Rock hingen drei Kinder, die alle gleichzeitig nach etwas quengelten. Paula sah die winzige Menge Kaffeepulver, das die Frau in den Filter löffelte. Er war feucht und pappte zusammen – schon einmal benutzt und mit Zichorie gestreckt.
Für gewöhnlich scherte sich niemand darum, was die Leute am Kocher trieben. Jetzt aber sprang der wahrhaft riesenhafte Kerl, der in der Bude bediente, heraus und schlug der Frau den Löffel aus der Hand. »Erst blechen, dann bechern«, raunzte er und wies auf den Napf mit den Wassergroschen. »Jeschnorrt wird hier nicht.«
Auf einen Schlag verstummten die Kinder. Die Frau ließ Kopf und Arme hängen und drehte sich schwerfällig um. Sie wollte an Clemens und Paula vorbeitrotten, aber Clemens hielt sie auf. »Hilft Ihnen das etwa?«, fragte er den Riesen, der sogar ihn um einen halben Kopf überragte. »Wenn Sie getreten werden – hilft es Ihnen, jemanden zu treten, dem es noch übler ergeht? Falls nicht, dann frage ich mich, warum Sie sich so betragen? Die Dame ist ja wohl kaum schuld an den horrenden Lebensmittelpreisen, unter denen Sie vermutlich ebenso leiden wie sie.«
Vor Verblüffung hörte der Riese auf, das Pulver vom Kocher zu wischen. »Nu machen Se mal halblang«, murmelte er und rieb sich den Schweiß von der Stirn. »Wenn Se nich' so'n vornehmet Hemde anhätten, würd' ick meinen, ick hätt' eenen von die Sozis vor mir.«
»Da meinen Sie richtig«, erwiderte Clemens. »Sie schulden der Dame einen Kaffee.«
»Ick schulde wem wat?«
»Sie haben ihr den Kaffee verschüttet«, sagte Clemens und wies auf die Krumen. »Zum Ersatz sollten Sie ihr zumindest einen neuen aus Ihrer Verkaufsbude holen.«
»Herrgott, jetzt bezahl ihr den verfluchten Kaffee und mach ein Ende mit dieser Schmierenkomödie.«

Paula fuhr herum, während Clemens lediglich den Kopf wandte. Um sie hatte sich ein Ring von Menschen gebildet, und auf der Stufe zur Promenade stand Clivia. Sie trug ihr Strandkleid, lindgrün mit einer Schärpe aus Seidengaze, hatte die Locken zurückgeworfen und sah ebenso zornig wie umwerfend aus.
»Ja, ich denke, ich mache ein Ende«, erwiderte Clemens. »Da Ihr Kaffee sich besser für den Abwasch eignet, erlaube ich mir, der Dame eine Tasse von meinem anzubieten.«
Er ließ einen Groschen in den Blechnapf fallen, dann holte er seine Zutaten aus dem Korb und begann mit der Zeremonie der Kaffeezubereitung. An das feingemahlene Pulver gab er eine Löffelspitze geriebene Eierschale, eine Prise Salz und ein Gewürz, das Frau Kuhlke in den Teig für Lebkuchen tat. Er füllte den Filter, wartete, bis das Wasser im Kessel polterte, und goss den Kaffee auf. Der Duft war betörend. »Sie sind auch eingeladen«, sagte er zu dem Riesen, der sich verstört den Bart strich und den Blick nicht von ihm wenden konnte. »Und für meine Damen geben Sie mir bitte drei Stück Bienenstich, die ich natürlich bezahle. Schließlich sind Sie an den Wucherpreisen so wenig schuld wie ich – es sei denn, Sie finden es gut, dass Millionen in die Rüstung fließen, während Leute, die ihre Arbeit tun, sich kein Brot leisten können.«
»Nee«, murmelte der Riese tief in Gedanken. »Daran find ick nischt jut … jar nischt jut.«
»Umso besser. Ich habe mir doch gedacht, dass wir als Kaffeetrinker am Ende einer Meinung sein würden.«
Als sie sich mit Kaffee und Bienenstich zum Gehen wandten, brachen die Zuschauer in Applaus aus. Paula hielt sich an Clemens' Seite und balancierte mit stillem Stolz das Kuchenpaket. Sein Körper schien vor Spannung zu zittern, so sehr genoss er den Triumph. Sie selbst kam sich vor wie die Gefährtin eines siegreichen Helden – und dass Clivia allein hinterdreinstolpern musste, machte den Geschmack auf ihrer Zunge doppelt süß.

Die schwarzen Wolken bemerkte Paula erst, als sie ihren Platz erreichten. Hier, in einer Kuhle im weißen Sand, hatten sie sieben Wochen lang selig die Tage vergeudet, doch morgen würde ihr Platz verlassen sein. Manfred und Harry rollten die Decken auf. »Ich fürchte, das war's«, murmelte Harry und sah Paula an wie ein trauriger Spaniel. »Da oben verdampft unser Sommer.«
»Mir passt es ganz gut«, sagte Clemens. »Ich muss ab morgen in den Wedding. Die Kohlearbeiter haben sich endlich entschlossen zu streiken.«
»Und was tust du dabei?«, fragte Harry.
»Kaffee kochen«, warf Clivia gehässig ein.
»Warum nicht?«, erwiderte Clemens. »Jeder, wie er kann.«
Clivia blitzte ihn an. »Vielleicht lassen sie dich auch wie einen Sozi Reden schwingen.«
»Ich bin ein Sozi«, entgegnete Clemens ruhig. Einzig Paula bemerkte, wie er die Wirkung der Worte auskostete. »Gestern bin ich eingetreten.«
Während Harry und Manfred noch wie die Ölgötzen starrten, strich er sich das Hemd von der Schulter und ließ es in den Sand fallen. Auf Paulas Wange zerplatzte ein Regentropfen und gleich darauf ein zweiter. »Was ist? Kommt noch jemand mit ins Wasser – den Sommer abbaden?«
»Es regnet«, bemerkte Clivia.
Manfred hingegen stürmte los und fiel dem Freund um den Hals. »Du hast es wirklich getan? Du Teufelskerl, ach, du unglaublicher Mensch! Du wirst es allen zeigen, und morgen früh bin auch ich dabei, darauf hast du mein Wort.«
Sein Gesicht war schweißnass, und seine Stimme klang nach einem Kloß im Hals. Ein wenig verlegen klopfte Clemens ihm die Schulter. »Und ob du dabei bist, mein Alter. Und ob.«
Baden wollte niemand mehr. Nur Clemens und Paula. Nebeneinander rannten sie durch den Regen ins Wasser, das die Wärme des Sommers noch in sich trug.

5

Winter

Warte doch, Manni! Ich komme mit!« Paula riss ihren Mantel vom Haken. Ein jähes Ratschen verhieß nichts Gutes. Und richtig, als sie das teure Kleidungsstück überwerfen wollte, entdeckte sie zwischen Kapuze und Rückenteil einen hässlichen Riss. Sei's drum. Paula stöhnte. Wer brauchte überhaupt Mäntel?

»Du kannst gehen, Manfred.« Paula schoss herum. Im Türrahmen seines Arbeitszimmers stand ihr Vater, der mit einem Blick die Lage erfasste. »Deine Schwester bleibt hier.«

»Auf keinen Fall!«, rief Paula entsetzt. Wenn das ihre Strafe sein sollte, dann war sie entschieden zu hart. Clemens und seine Genossen trafen sich im Arbeiterviertel Moabit, um Streikende zu unterstützen, die um ein paar Pfennige Lohnerhöhung kämpften. August Bebel, der berühmte Parteivorsitzende, wollte eine Rede halten, und Manfred hatte ihr versprochen, sie mitzunehmen. Das durfte der Vater ihr nicht verbieten! Außerdem hatte er es nie geschafft, seine Kinder für ihre Vergehen zu bestrafen, und jetzt, so fand Paula, war es entschieden zu spät, um damit anzufangen.

»Geh, Manfred.«

»Aber sie möchte doch so gern mit.« Unschlüssig schob Manfred seine Brille auf dem Nasenrücken auf und ab.

»Wo wollt ihr überhaupt hin?«, fragte der Vater.

»Zum Eislaufen«, rief Paula hastig. »An den Halensee.«

Manfreds Blick traf sie. Seine grauen Augen bettelten um Verzeihung, und sofort wusste Paula, was nun kam: Manfred, dieser Hasenfuß, brachte keine Lüge über die Lippen. »Ich fahre nach

Moabit«, murmelte er. »Bei Kupfer wird doch wieder gestreikt, weil die Arbeiter nicht menschenwürdig bezahlt werden.«
»Bei Kupfer wird seit Tagen gestreikt«, bestätigte der Vater ruhig. »Ich frage mich allerdings, was du damit zu tun hast. Ich dachte, du wolltest Nietzsche und Kant studieren, nicht Kohle schaufeln.«
»Hegel«, erwiderte Manfred mit gesenktem Kopf und so leise, dass Paula ihn kaum hörte. »Aber vor allem studiere ich die Punkte, die Karl Marx an Hegel kritisiert und weiterentwickelt …«
»Schön«, unterbrach ihn der Vater. »Ich will mich über das, was du tust, nicht streiten, Manfred. Ich bin lediglich der Ansicht, dass Arbeitskämpfe, die sich zu Straßenschlachten entwickeln, nicht zu den Aufgaben eines Philosophen gehören.«
»Aber Philosophen können die Welt nur beschreiben«, rief Paula dazwischen. »Es kommt darauf an, sie zu verändern.«
Der Vater wandte sich ihr zu. »Sagt wer?«
»Clemens Kamphausen«, antwortete Paula und spürte, wie sie errötete.
»Hört, hört«, bemerkte der Vater beißend. »Ich war überzeugt, den Satz im Kommunistischen Manifest von Marx und Engels gelesen zu haben. Doch wie auch immer – könnt ihr Herrn Kamphausen seinen Zirkus beim Kohlestreik nicht allein aufführen lassen? Ich weiß, jeder kleine Napoleon lechzt nach Anbetung, aber müssen ausgerechnet meine Kinder den Boden küssen, über den dieser Gernegroß geht?«
»Clemens ist kein kleiner Napoleon!« Der sonst so stille Manfred fuhr auf wie ein wütendes Tier. »Weißt du, wie diese Menschen leben? Zu acht in zwei Zimmern, das Klosett auf dem Hof, die Wände feucht, dass ihre Kinder an der Schwindsucht sterben! Und wenn der Kalkmörtel endlich getrocknet ist, müssen sie ausziehen und sich was anderes suchen, noch dunkler, noch enger und noch feuchter. Das ganze Kaiserreich mit seinem

Glanz und Gloria ist eine Lüge auf dem Rücken der Massen. Ein Kohlearbeiter verdient in der Stunde dreiundvierzig Pfennige – wie soll man davon heute seine Familie auch nur halbwegs satt bekommen?«
»Und Clemens Kamphausen bekommt sie satt?« Der Vater blieb ruhig. Etwas Bedauerndes lag in seinem Ton.
»Clemens unterstützt sie«, erklärte Manfred. »Sie brauchen jemanden, der ihnen seine Stimme leiht, und einen Besseren als Clemens könnten sie nicht finden. Du weißt nicht, wie er Menschen mitreißt, Vater, du weißt nicht, was für ein Feuer er entfacht.«
»Nein, das weiß ich nicht«, erwiderte der Vater. »Aber ich fürchte, ich ahne es, und ebendas macht mir Angst.«
Im nächsten Augenblick knirschte der Schlüssel im Schloss, dann erhielt die Wohnungstür einen Stoß und prallte Manfred in den Rücken. »'n Abend, Herr Thomas.« Ins Licht der Diele trat Frau Kuhlke, die Portiersfrau, die sich ein Zubrot verdiente, indem sie ihnen den Haushalt führte. »Ein Brot und zwei Kohlköpfe«, knurrte sie und schwenkte den Einkaufskorb. »Mehr war nicht zu holen.«
»Kohl?«, fragte der Vater entgeistert. Auf seine Kleidung legte er keinen Wert, doch er aß gern gut, und der Geruch von Kohl tat seinem Magen weh.
»Sie wissen ja selbst, wat Sie mir mitgegeben haben«, empörte sich die Kuhlke und hielt als Corpus Delicti ihre Geldbörse hoch. »Für die paar Piepen gibt's keinen Pfifferling mehr. Beim Schmidtke haben se schon wieder die Preise erhöht. Fuffzich Pfennig für'n halbes Dutzend Eier – entweder Sie müssen in Zukunft was drauflegen oder halt dankbar für 'nen Topf mit Kohlsuppe sein.«
»Aber warum sind Sie denn nicht zu Bimmel-Bolle gegangen?«, fragte der Vater. »Der schreibt doch an.«
»Hat sich was mit Bimmel-Bolle«, trumpfte die Kuhlke auf. »Die

Bengels streiken auch. Nächstens streikt noch der liebe Gott, und uns knallt der Himmel auf den Kopp.«
»Ach was«, warf der Vater ein. »Dann plündern wir eben die Kartoffelkiste, und ein Zipfel Wurst findet sich bestimmt. Machen Sie uns Bratkartoffeln mit Mettwurst – bei solchem Armeleuteessen schmeckt's besser als an den Tischen von Junkern.«
»Ich würde jetzt gern gehen, Vater«, murmelte Manfred, wurde jedoch von der Kuhlke übertönt.
»Tut mir leid, Herr Thomas, aber mit ›machen Se uns‹ ist jetzt Schluss. Unsereins muss auch von wat leben, und Sie schulden mir den Lohn von sechs Wochen.«
»Nicht heute, Frau Kuhlke.« Der Vater hob die Hände.
»Dann suchen Se sich 'ne andere Dumme! Von nischt kommt nischt.« Damit ließ sie den Korb auf den Boden plumpsen, warf den Schlüssel dazu und stampfte ihres Weges.
Paula und Manfred schwiegen, beider Blicke auf den Vater gerichtet. »Dann eben Kohl«, brummte der und ging mit schleppenden Schritten, um den Korb aufzuheben. »Du kannst jetzt gehen, Manfred. Wenn du mich fragen würdest, würde ich dir raten, bei dem Wetter das Rad hierzulassen, aber du fragst mich ja nicht, also tu, was du willst.«
Ertappt bückte sich Manfred und rückte die Radklammer an seinem Hosenbein zurecht. Das Fahrrad war sein Stolz. Er war schlecht zu Fuß und schämte sich dafür, doch auf dem Rad fuhr er allen voran. Er hatte es sich von seinem Verdienst als Zeitungsjunge erspart. »Mich nimmst du auf den Gepäckträger, ja?« Kurzerhand riss Paula die Kapuze ab und schlüpfte in den Mantel.
»Du bleibst hier, Paula.« Die Stimme des Vaters klang scharf und fremd. »Ich habe mit dir zu reden.«
Für gewöhnlich hätte Paula protestiert, doch etwas zwang sie zu schweigen. »Tut mir leid, Zwerg«, murmelte Manfred und schlüpfte aus der Tür. Der Vater ließ den Korb mit dem Kohl fallen und ging Paula voran ins Arbeitszimmer.